



Glaubenssachen

Sonntag, 1. November 2020, 08.40 Uhr

Wohin gehen wir?
Heimatgefühle in Gräberlandschaften
Von Wilhelm Schmid

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Allerheiligen und Allerseelen sind in diesem Jahr anders. Sie geben Anlass, beim Gang zu den Gräbern der Menschen, die wir in dieser Zeit aufsuchen, auch an die zahlreichen Coronatoten zu denken. Ein Jesus-Wort kann uns dabei begleiten: „Werdet Vorübergehende!“ Was der christliche Religionsstifter gemäß dem nichtkanonischen Thomas-Evangelium (Logion 42) gefordert haben soll, ergibt sich beim räumlichen Unterwegssein ganz von selbst, indem wir Orte passieren. Aber mit dem Wort ist sicher etwas ganz Anderes gemeint: Die eigentliche Herausforderung besteht darin, zu Vorübergehenden *in der Zeit* zu werden.

Vorübergehende in diesem Sinne sind Menschen (wie alle Wesen) zwar ohnehin. Die Frage ist jedoch, ob sie es auch wahrnehmen. Dazu aufzufordern, Vorübergehende zu *werden*, kann nur heißen, dass die temporäre Passage eine bewusst bejahte werden soll. Die Bejahung fällt leichter, wenn das zeitliche Leben nicht allein als wahres Leben betrachtet wird. Das ist der *religiöse Weg*. Die Aufforderung, Vorübergehende zu werden, meint in diesem Fall: „Gründet keine Heimat in der Zeit!“ Die Bejahung könnte aber auch leichter fallen, wenn die eigene Lebenszeit als Teil einer langen Abfolge von Zeiten im Rahmen der Geschichte der Familie, der Kultur, der Menschheit, der Evolution verstanden wird. Das ist der *weltliche Weg*. „Werdet Vorübergehende“ ist in diesem Fall so zu verstehen: „Gründet ruhig eine Heimat in der Zeit, aber seid euch bewusst, dass eure Zeit begrenzt ist!“

Dass der Tod jedes einzelne Leben begrenzt, ist erst einmal eine gesicherte Beobachtung, bis auf Weiteres. Er ist der große Vergangenheitserzwinger. Das Leben, das für einen Menschen lange Zeit völlig selbstverständliche Gegenwart ist, ist plötzlich unwiderruflich vorbei. Das scheint zuweilen auch für diejenigen ein Problem zu sein, die den Abschied von Zeit und Raum als „Heimgehen“ bezeichnen, da die wahre Heimat jenseits von Zeit und Raum, auf die ihrer Überzeugung nach absolut sicher gebaut und vertraut werden kann, eine wie auch immer geartete Fortexistenz verbürgt: „Unsere Heimat aber ist im Himmel“, heißt es im Philipperbrief des Paulus (3, 20). Aber was soll mit den so genannten sterblichen Überresten geschehen, die im Raum verbleiben und dem Verfall in der Zeit ausgeliefert sind? Tausende von Gräbern beispielsweise in den Katakomben von Syrakus zeugen davon, dass dafür schon sehr früh in der Geschichte des Christentums eine Lösung gefunden werden musste.

Ein Jahrzehnt nach dem Tod von Jesus entstand der Überlieferung zufolge eine Gemeinde an diesem Ort. Paulus soll auf dem Weg nach Rom hier gepredigt haben. Die nackten unterirdischen Kalkfelswände von San Giovanni sind voller Grabmulden. Durch eine kaminartige Öffnung bricht Licht herein. Der Hauptweg, ursprünglich eine in griechischer Zeit angelegte Wasserleitung, mündet immer wieder in kuppelartige Gewölbe, von denen weitere Wege sternförmig abzweigen. Von der Decke tropft Wasser herab. Uralte Malereien heben ein größeres Grab hervor. Eine ganze Totenstadt wurde aus dem Fels gekratzt, um die Körper für die künftige Auferstehung aufzubewahren. Nur vorübergehend sollten sie hier verbleiben, gemäß dem christlichen Glauben, dass der Körper zwar dem griechischen Ausdruck zufolge *sarx*, also der Sarg der Seele sei, aber in unbestimmter Zeit beim Kommen des Herrn wieder

aufleben werde. Für die damals Lebenden war die düstere Gräberlandschaft Heimat, hier lagen ihre Vorfahren. Heute ist es eine Wohltat, das Tageslicht wieder zu sehen.

Wenn ich auf Reisen bin, suche ich gerne solche Orte auf. Lieber allerdings die offen zutage liegenden als die vergrabenen Friedhöfe. Es ist nicht etwa Nekrophilie, Todesliebe, die mir Anlass dazu gibt, mich in diesen Landschaften heimisch zu fühlen, die Liebe zum Leben reicht dafür völlig aus. Es sind Oasen der Ruhe und Besinnung. Das Bewusstsein, das Leben irgendwann beenden zu müssen, befördert entschieden die Freude, dass es jetzt noch nicht so weit ist. Ganz im Sinne des Dialogs, den der amerikanische Autor und Zeichner Charles M. Schultz seine berühmten Comicfiguren führen ließ: „Eines Tages werden wir alle sterben, Snoopy“, sagt der chronisch unglückliche Charlie Brown. „Stimmt“, meint Snoopy, sein philosophischer Haushund. Und ergänzt weise, „aber an allen anderen Tagen nicht.“

Friedhof, Hof des Friedens: Das ist jedesmal die Atmosphäre, die mich umfängt, unvergleichlich vor allem auf alten Friedhöfen. Am meisten beeindruckt mich die halb verfallenen Areale in England, Wales, Schottland, Irland. Am liebsten würde ich mich zwischen den windschiefen, verwitterten Steinen in das satte grüne Gras legen. Oberhalb der Grasnarbe, nicht darunter. Die Bestimmung dieser Landschaften des Todes ist eine religiöse, aber auch in weltlich gestimmten Seelen lässt die zauberhafte Einbettung in die Natur religiöse Gefühle wach werden. Etwa auf dem Friedhof von St. Mary's Church mit weitem Blick über das Meer an der Nordseeküste von North Yorkshire. Im Umfeld der malerischen Ruinen der *Whitby Abbey* aus dem 13. Jahrhundert hat sich noch dazu eine andere Art von Transzendenz angesiedelt. Schauergeschichten liegen nahe an diesem Ort, an dem der irische Schriftsteller Bram Stoker seine Romanfigur Graf Dracula, nach Abkehr vom Christentum zur ewigen Diesseitigkeit verdammt, per Schiff von Rumänien aus anlanden ließ, um die 199 Stufen zu den Ruinen hochzuklettern und dort sein Unwesen weiterzutreiben.

Oft kaum noch zu entziffern sind auf den Grabsteinen die wenigen Daten, die ein ganzes Leben beschreiben. Nach dem Tod bleibt noch für eine Weile der Stein stehen, der den Namen des Verstorbenen und die Daten trägt, manchmal auch einen Sinnspruch oder ein persönliches Wort als Summe seines Lebens. Schon nach hundert Jahren kann der Stein jedoch verschwunden sein, weil Andere bei weiteren Begräbnissen einen anderen Stein bevorzugen. Bleibt der Stein stehen, wird er porös. Nach weiteren hundert Jahren, spätestens dann, ist die Schrift unleserlich. Was eingraviert wurde, kann vielleicht noch entziffert werden, aber die schwarze oder goldene Farbe ist abgeblättert. Schmiedeeiserne Buchstaben und Zahlen, die für die Ewigkeit gedacht waren, sind abgefallen.

Damit ist unter einem Grabstein in der Zwischenzeit ein Leben zu seiner Wahrheit gekommen. Was aber ist die Wahrheit? Dass auf lange Sicht kein Name übrig bleibt, keine identifizierbare Person und schon gar kein Ich, das sich zeitlebens so viel Bedeutung zumisst. Von den allermeisten Menschen bleibt nach Jahrhunderten auf Friedhöfen keine Spur mehr übrig, jedenfalls keine, die lesbar wäre. Die Spur, die jeder Mensch wie jedes Wesen in der Welt hinterlässt, ist dann in die Anonymität

übergegangen. Die Ichs sind wie Schatten, die sich auflösen, gleichwohl aber nicht ins völlige Nichts. Worin dann? Vielleicht in Licht. Das ist nicht unbedingt metaphorisch gemeint: Es könnte sich um Energiefelder handeln, die nach dem Tod des Körpers durch Raum und Zeit geistern.

Unendlich viel größer als das Schattenreich der Ichs könnte das Lichtreich der Toten sein, die schemenhaft in Gedanken, Gefühlen und Erinnerungen der Lebenden präsent sind. Die Wahrheit des Lebens wäre so gesehen nicht die Auflösung des Körpers in Asche und Rauch, wie sie bei der Verbrennung eines Leichnams wirklich geschieht. Sondern die Auflösung in Energie, die den Menschen belebte, auch vor seiner Zeugung schon Energie war und nach seinem Tod weiter Energie bleibt, dem Energieerhaltungssatz folgend, wonach jede Form von Energie in andere Formen verwandelt, nicht jedoch vernichtet und auch nicht erzeugt werden kann. Vorübergehende zu werden, heißt vor diesem Hintergrund, damit einverstanden zu sein, im zeitlichen Dasein keinen bleibenden Ort zu haben, an den der Körper gebunden ist. Und darauf zu vertrauen, dass über den Tod hinaus ein energetisches Sein und Zusammensein möglich ist, das in vielen Kulturen und Religionen als Unsterblichkeit der Seele bezeichnet wird.

„Wir alle wissen, dass wir sterben“, formulierte Fernando Pessoa in seinem *Buch der Unruhe* das gewöhnliche Wissen aller Menschen. Aber dieses Wissen wird durch ein ungewöhnliches Empfinden übertroffen, wonach, so Pessoa „wir alle fühlen, dass wir nicht sterben werden“. Es könnte sein, wollte er damit wohl sagen, dass wir zwar Vorübergehende sind, Reisende in der Zeit, auch ohne es zu wollen, Zitat: „Das Leben ist eine unfreiwillige Reise, ein Experiment.“ Aber das Medium, mit dessen Hilfe wir reisen, ermöglicht ein Leben in anderer, überzeitlicher Form, in den Worten Pessoa's „eine Reise des Geistes durch die Materie“.

Viele Friedhöfe sind Parkanlagen, die zum Flanieren einladen. Zum riesigen *Hietaniemi* in Helsinki gelangt man vom Stadtzentrum aus über die *Arkadiankatu*, die Straße also, die nach Arkadien führt. Glockenschläge künden von einer Trauerfeier. Eindringlich schallen sie von der Kapelle des Krematoriums herüber, aus dessen beiden Türmen Rauch quillt. Der hohe Ton, *Ding*, bleibt in der Luft hängen wie eine offene Frage, bis nach langen Sekunden *Dong*, der tiefere Ton, als erlösende Antwort folgt. Und immer wieder von vorne, gut zwanzig Minuten lang, mit geradezu hypnotischem Effekt. Das letzte Wort hat die offene Frage, *Ding*, die vergeblich auf eine Antwort wartet. Finnische Persönlichkeiten wie der Architekt Alvar Aalto sind hier begraben, auch Carl Ludwig Engel, Freund Schinkels und Absolvent der Berliner Bauakademie, der der finnischen Hauptstadt ihre klassizistische Prägung verlieh, sowie die Präsidenten Carl Gustav Emil Mannerheim und Urho Kaleva Kekkonen.

Vom solitären Turm der Friedhofskirche aus führt eine Birkenallee hoch zur Hügelkuppe mit einem riesigen bronzenen Kreuz, von wo sich auch hier ein herrlicher Blick über das Meer auftut, genauer über eine der Meeresbuchten, in die Helsinki hineingebaut worden ist. Könnte dieser Weg nicht auch „Allee der offenen Fragen“ genannt werden? Hinter dem Friedhof mit einem großen lutherischen Bereich und

kleineren christlich-orthodoxen, jüdischen und islamischen Abteilungen vergnügen sich die Menschen am beliebtesten Badestrand der Stadt. Das könnte tatsächlich der *Sinn des Lebens* sein: Es zu feiern, so lange es währt, mit oder ohne Bewusstsein seiner Verletzlichkeit und Endlichkeit. Mit Nachdenklichkeit, was danach kommt, oder auch mit völligem Desinteresse daran. Vorübergehende zu werden kann heißen, nichts Anderes als das sein zu wollen, und dies womöglich auch ohne ausdrückliche Entscheidung.

Eine offene Frage ist, was aus der Erfahrung in Gräberlandschaften wird, wenn Grabsteine nur noch virtuell im Internet errichtet werden. Nicht sehr viele werden sie wahrnehmen, aber das gilt auch schon für reale Gräber. Zumindest in moderner Zeit haben die Lebenden Anderes zu tun, als sich um die Toten zu kümmern. Und doch könnte die Aufhebung des so genannten Friedhofszwangs für die reale Bestattung eines Tages zur Folge haben, wieder häufiger an ein Grab zu geraten, und sei es aus Versehen in Gärten, an Hainen und Flüssen, unter einzelnen Bäumen und in Wäldern. Vielleicht mit QR-Code, *Quick Response*, um rasch im Vorübergehen auf dem Smartphone noch ein paar Informationen zum Leben des Toten nachzulesen. Andere könnten bei einer geänderten Gesetzeslage wiederum den Toten eine Wohnung bei sich selbst geben, indem sie die Urne zuhause aufbewahren oder die Asche in komprimierter Form als Diamantring über den Finger streifen.

In jedweder Form legen Gräber Zeugnis ab von der Geschichte der Menschheit auf ihrem Weg durch die Zeit. Ursprünglich sind sie entstanden, weil Menschen sich gewahr wurden, was für ein rätselhafter, unerklärlicher Einschnitt ins Leben der Tod ist. Und weil Menschen annahmen, dass da ein weiteres Leben sein muss, in das der Tote übergegangen ist und für das er ausgerüstet werden muss. Daher in der Antike der Schmuck und die Grabbeigaben inklusive von Nahrungsmitteln, deren Überreste immer wieder bei archäologischen Grabungen entdeckt werden. Das Werden des Menschen ist verbunden mit dem Erkennen, dass es den Tod gibt, und mit dem Erstaunen und Erschrecken darüber.

Immer in der Geschichte waren Gräber wichtig, um der Liebe zu den Toten einen konkreten Ort zu geben, sobald ihr Gesicht nicht mehr lebhaft vor den Lebenden stand. Das Grab war immer ein Anlass, ein äußerer Bezugspunkt, ein Katalysator, durch den hindurch es möglich war, dem Anderen, der nicht mehr körperlich da war, innerlich in Gefühlen und Gedanken zu begegnen. Im Grunde genommen sollte diese Begegnung auch ohne konkreten Ort möglich sein, aber es könnte sein, dass sie sich dann im Nirgendwo und Nirgendwann verliert. Natürlich bleiben nicht nur Erinnerungen an einen geachteten, geliebten Menschen übrig. Dieser Mensch hat vielleicht etwas geschrieben, gesagt, gebaut, geschaffen, verändert, was von längerer Dauer ist als ein Grab oder eine Inschrift auf einem Friedhof. Daran erinnern sich nicht nur die nahen Angehörigen, sondern auch ganze Gesellschaften, die zum Beispiel das Lebenswerk eines Menschen an bestimmten Jahrestagen würdigen. Und auch im Kleinen kann die Erinnerung an einen Menschen lebendig bleiben und die Gegenwart, die Zeit des Vorübergehens der Angehörigen prägen. Nicht nur die kirchlichen und staatlichen Feier- und Gedenktage im November erinnern uns daran.

Aber auch für das eigene Ich kann der Verlust der Gräber Folgen haben: Wie nirgends sonst war hier zu erfahren, dass ich es bin, der dieses Leben lebt. Und hier war die Erkenntnis unabweisbar, dass es einmal vorbei sein wird mit diesem Ich. *Memento mori*: „Bedenke deine Sterblichkeit.“ Hier war immer der rechte Ort, um an den eigenen Tod zu denken. Wann und wo sonst könnte dies zur sinnlichen Erfahrung, zum Bestandteil des gewöhnlich gelebten Lebens werden, wenn nicht hier? Virtuelle Gräber können ungleich schwerer dieselbe sinnliche Erfahrung bereithalten wie ein Gang über den realen Friedhof mit seinem Erd- und Pflanzengeruch, dem Windhauch und dem Piepsen der Vögel. Es könnte sein, dass Menschen das irgendwann vermissen werden. Womöglich wird es ausgerechnet die Virtualisierung des Grabes sein, die zu einer neuerlichen Analogisierung führt, wie das auch in anderen Lebensbereichen zu beobachten ist.

Gräber bezeugen die Geschichten der einzelnen Menschen, die jeweils eine Wegstrecke gegangen sind. Wir gehen eine weitere Strecke, die ohne unsere Vorgänger nicht denkbar wäre. Was bleibt, ist das Menschenwerk in seiner Gesamtheit, an dem wissentlich und unwissentlich alle mitarbeiten, auch wenn jedes einzelne Leben nur ein begrenzter Beitrag dazu sein kann. Auch so ist die alte lateinische Sentenz *Ars longa, vita brevis* zu verstehen: Das große Kunstwerk bleibt, auch wenn das kleine Leben endet. Manche scheitern nach eigenem Urteil beim Vorübergehen, aber auch ein Scheitern ist wertvoll, denn es zeigt, dass es auf diesem Weg nicht weitergeht, nicht hier und nicht jetzt und womöglich überhaupt nicht. Dann eben auf einem anderen Weg oder Umweg. *Wege zu erproben ist unsere Aufgabe.*

Dahinter steht oft der Wunsch heimzukehren. Das kann bedeuten, endlich zu sich selbst zu finden oder einer Bestimmung zu folgen. „Rückkehr in die Heimat“ nannte der Maler Giovanni Segantini ein Bild, das die Berglandschaft des Engadin zeigt. Der, der da heimkehrt, liegt im Sarg, an dem die Menschen weinen. Auch das Pferd, das den Karren mit dem Sarg zieht, hat den Kopf gesenkt. Der Hund schleicht hinterher. Es ist eine Rückkehr in die Herkunftsheimat, *Ritorno al paese natale*. Am Ende seines Lebens kehrt einer dorthin zurück, von wo aus er in die Welt aufgebrochen ist. Trauer beherrscht das Bild, das Segantini 1895 malte, wenige Jahre vor seinem eigenen Tod. Er weiß: In der Kirche, deren Spitze im Hintergrund zu sehen ist, wird er selbst aufgebahrt werden und in die Natur unter dem alles überwölbenden Himmel heimkehren.

Arte et amore vincono il tempo, steht in Marmor gemeißelt über dem Grab der Familie in Maloja, „Kunst und Liebe besiegen die Zeit“. Beide stehen für die unsterbliche Energie, für die Heimat im umfassenden Sinne, die viele Grabsteine auf anrührende Weise beschwören.

Wohin gehen wir? Was ist uns wichtig? Was tun wir dafür, es zu realisieren? Was sollten wir verändern, um bei unserem Vorübergehen auf dem Weg zu bleiben, den wir für den richtigen halten? Darüber können wir uns auf Friedhöfen immer von Neuem Gedanken machen. Die Sicht wird klarer am Grab, auf das jedes Leben zusteuert, welche Form auch immer das Grab noch annehmen wird. „Wir leben, um zu erkennen und um uns

selbst zu erkennen“, war der spanische Philosoph und Theologe Baltasar Gracián überzeugt und schlug dazu vor: „Die erste Tagereise des schönen Lebens verwende man zur Unterhaltung mit den Toten“, heißt es in seiner berühmten Textsammlung von Sinnsprüchen mit dem Titel *Handorakel und Kunst der Weltklugheit* von 1647. Daher verweile ich so gerne bei den Gräbern. Es ist ein Moment des Innehaltens im Laufe des allzu raschen Vorübergehens.

Und vielleicht gilt auch am Ende des Lebens, was für so viele Situationen im Laufe des Lebens gilt: *Nichts ist zu Ende, wenn etwas endet*. Die Erfahrung, die ein Mensch im Leben gemacht hat, prägt ihn weiterhin, auch wenn sie schon lange zurückliegt. Das Gespräch, das Menschen miteinander führen, geht in Gedanken zwischen ihnen weiter, auch wenn sie auseinandergehen. Endet eine Beziehung, besteht sie auf andere Weise in den Beteiligten fort und bleibt ein Teil ihres Lebens und ihrer Ichs. Kann nicht auch das Leben, das zu Ende geht, eine andere Form annehmen, sobald das Tor des Todes durchschritten ist?

* * *

Zum Autor:

Wilhelm Schmid, geb. 1953, lebt als freier Philosoph in Berlin. Er lehrte bis zur Altersgrenze Philosophie an der Universität Erfurt. www.lebenskunstphilosophie.de.